

Forschungszentrum Gotha – Planungen und Perspektiven

Martin Mulsow

9.10.2008

Sehr geehrter Herr Präsident,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Herr Bischof,
meine Damen und Herren,

stellen Sie sich vor, im Gotha des späten 17. Jahrhunderts, sagen wir zur Zeit Herzog Friedrichs II., würde ein Forschungszentrum eröffnet. Das wäre ja gar nicht so abwegig bei der Förderungspolitik der Herzöge auf Schloß Friedenstein, und einfacher allemal, ohne komplizierte Beschlüsse eines Universitätssenats oder Ministeriums. Der Herzog säße hier, seine Geheimräte, und vor allem seine Gelehrten, ein Ernst Salomo Cyprian, Theologe und Bibliothekar, Wilhelm Ernst Tentzel, Leiter des Münzkabinetts, Rudolphi, der Historiker, Vockerodt vom Gymnasium, August Boetius von der Zeitung, Veit Ludwig von Seckendorf wäre von Altenburg herüber gekommen, Hiob Ludolf zurück aus Frankfurt an seinen alten Hof, Abgesandte der Fruchtbringenden Gesellschaft in der zweiten Reihe. Im Hintergrund: die gewaltige Bibliothek, auch damals schon bestückt mit über hunderttausend Büchern, die im Laufe der Zeit noch auf 550000 anwachsen sollten, eine fast beispiellose Sammlung in Deutschland, erreicht nur von wenigen anderen Orten wie München und Wolfenbüttel, führend auch im internationalen Maßstab. Diesen Hintergrund gegeben, wäre die Runde der versammelten Gelehrten insgesamt sozusagen eine veritable

Bundesligamannschaft von Wissenschaftlern – nicht Champions League, keine *Académie Royale*, aber Bundesliga.

Dorthin, meine Damen und Herren, müssen wir erst einmal wieder kommen. Dazu ist mit meiner Professur – und der zweiten geplanten Professur, einer Juniorprofessur – der Anfang gemacht. Natürlich befinden wir uns heute nicht mehr in höfischen Verhältnissen, und zwei Professoren sind keine Mannschaft, auch nicht mit ihren Mitarbeitern. Aber es geht auch anders. Mein Ziel ist es, eine kritische Masse von Wissenschaftlern nach Gotha zu holen, jüngere und ältere, *junior scholars* und *senior scholars*. Eine kritische Masse liegt dann vor, wenn von selbst Gespräche und Diskussionen zustandekommen, einfach weil man sich trifft, weil man nebeneinander arbeitet, weil man am gleichen Ort ist. Wenn das nicht durch Anstellungen der Fall sein kann, dann muß es – um im Bild zu bleiben – durch Leihgaben geschehen, von anderen Vereinen. Das bedeutet: durch Fellows, die von anderen Universitäten für ein Jahr oder einige Monate zum Forschen nach Gotha kommen, durch Projektmitarbeiter, durch Stipendiaten. Das gibt es zum Teil jetzt auch schon, muß aber sehr stark ausgeweitet werden, weil sonst eben die kritische Masse nicht da ist. Als Emblem für das Forschungszentrum haben wir uns denn auch ein Bild ausgesucht, auf dem von Büchern wechselseitig ein Lichtstrahl aufeinander fällt, der sie erhellt, mit der Unterschrift „Communicando“: Es geht um das Kommunizieren, um die Geistesblitze, die sich ergeben, wenn Wissenschaftler gemeinsam sich über die alten Folianten beugen und sich über ihre Funde und Gedanken austauschen.

Was würde nun ein barocker Leiter eines höfischen Forschungszentrums Gotha vorhaben? Was würde er programmatisch ankündigen? Er würde vielleicht nicht gerade eine Arbeit im Bereich „Wissenskulturen der europäischen Neuzeit“ ausrufen. Das ist der Titel meines Lehrstuhls mit einem

heute sehr modischen, aber auch treffenden Ausdruck. Um 1700 hätte man sich anders ausgedrückt - aber gar nicht so unähnliches gemeint, wenn man etwa von „Litterärhistorie der vornehmsten Reiche Europas“ oder „Geschichte der Gelehrsamkeit nebst curiöse Miscellanea in allerhand facultates der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie“ gesprochen hätte.

Nun, es ist erstaunlich, wie ähnlich zum Teil die wissenschaftlichen Interessen von damals den unseren waren: Auch damals ging es schon darum, mit der Masse des Wissens, der Menge der überlieferten Informationen fertig zu werden, dem „information overload“. Dazu wurden Wissenssystematiken und Indexsysteme ersonnen; auch damals schlug man sich mit der Heterogenität der Wissensbestände und Methoden herum, was nicht „Postmoderne“, sondern „Eklektik“ genannt wurde. Und schon damals versuchte man, seinen Blick auf andere, fremde Kulturen zu richten, den Orient, China, die Neue Welt.

Das sollte uns davor bewahren, uns zu schnell im Sinne einer Fortschrittsvorstellung den Alten von damals überlegen zu fühlen. Aber wir haben auch Vorteile heutzutage. Die Perspektiven, möchte ich sagen, sind raffinierter geworden. Es läßt sich mehr anfangen mit dem Material, es lassen sich neue Fragen stellen.

Wenn ich also heute eine Programmatik des Forschungszentrums für die nächsten Jahre, ja für das kommende Jahrzehnt, ausrufen sollte, dann wäre dies zunächst ganz einfach mit einem Wort zu fassen: *Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften*. Dafür ist Gotha der Ort.

Das will erläutert sein. Unter „Wissenschaftsgeschichte“ versteht man normalerweise die Geschichte der Naturwissenschaften, der Physik, der Biologie, der Geologie oder Chemie. Und so wird das Fach auch meistens

aufgefaßt. Das Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte unterhält zwar auch einige Projekte zu den Geisteswissenschaften, doch die allermeisten sind mit den *sciences*, den Naturwissenschaften befaßt. Was ist mit den Geisteswissenschaften?

Man mag einwenden: Es gibt doch durchaus hier und da die Disziplinengeschichten, etwa die Geschichte der klassischen Philologie, wie sie nebenbei von Philologen, die Geschichte der Theologie, wie sie nebenbei von Theologen, die Geschichte der Numismatik, wie sie nebenbei von Münzkundlern betrieben wird.

Das Problem liegt beim „nebenbei“, und es liegt vor allem daran: Eine Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften ist weit mehr als die Summe der Disziplinengeschichten. Sie geht überhaupt nicht darin auf. Denn interessant wird es gerade dann, wenn sich die Disziplinen überschneiden, wenn die Querbeziehungen sichtbar werden. Querbeziehungen waren der Regelfall in der Frühen Neuzeit. Das ist von keiner Disziplinengeschichte zu fassen.

Ich will ein Beispiel nennen. Wenn ich in einem Projekt etwa die „Geschichte des Irrtums“ erforschen will, dann hilft es nichts, nur den Irrtum bei einer physikalischen oder philologischen Theorie im Auge zu haben, nur den Irrtum in der Theologie – etwa Häresie oder gar den Sündenfall von Adam und Eva – oder nur den Irrtum der abergläubischen Menge. Das Spannende ist es ja, zu erforschen, wie das Denken über den Sündenfall mit der Erkenntnistheorie der Philosophen und den Experimenten der Physiker zusammenhing. Das Spannende ist es, gemeinsame Muster zu entdecken, oder Ideen, die von einer Disziplin in die anderen wandern. Warum haben manche Philosophen die Geschichte des menschlichen Wissens als eine einzige Geschichte von Irrtümern betrachtet?

Ein anderes Beispiel. Wenn ich mich in einem Projekt der frühneuzeitlichen Numismatik zuwende, dann geht es nicht darum, einfach die Gothaer Münzbestände – die bedeutend sind mit ihren 130000 Stücken – aufzuarbeiten, sondern Numismatiker mit Historikern und Philologen ins Gespräch zu bringen, um zu rekonstruieren, warum die Münzkunde um 1700 eine Art Leit- und Prestigewissenschaft war, wie mit ihr Probleme der Chronologie und Kulturgeschichte gelöst werden sollten, bei denen sich die Textwissenschaftler in einer Sackgasse befanden. Mit Münzen konnte man Lücken in der Überlieferung füllen, mit den Aufschriften auf ihnen ließen sich Dynastien oder Hauptstädte identifizieren, mit den Porträts eine Korrektur von literarischen Schilderungen erreichen. Um 1700 wurde auf dieser Grundlage bereits so etwas wie eine Kulturwissenschaft der Antike postuliert, auch wenn der Weg zur heutigen Kulturgeschichte dann noch eine weite und komplizierte Strecke war.

Und dies ist ein weiterer Punkt, in dem sich die Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften von traditionellen Disziplingeschichten unterscheidet. Es geht nicht darum zu zeigen, wie weit man doch gekommen ist, und den Alten ihre Fehler vorzurechnen. Der interessantere Blick heute geht gerade auf die scheinbaren Fehlwege und Nebenwege, die oft viel aussagekräftiger für das Denken einer Zeit sind als ihre Erfolge. Die amerikanischen „Science Studies“ halten hier zahlreiche großartige methodische Ideen bereit: den anthropologischen Blick auf die Wissenschaftler, als wären sie ein fremder Indianerstamm, die Untersuchung von Kommunikations- und Medienstrategien, die Erforschung des praktischen Arbeitens der Gelehrten, und die Bestimmung der Grenzen dessen, was gesagt werden konnte (ich selber habe z.B. über die „unanständige“ Gelehrtenrepublik gearbeitet, die Aktivitäten von Wissenschaftlern, die nicht mehr akzeptiert waren, weil sie zu freizügig waren, oder zu respektlos, oder zu radikal).

Der Punkt ist nur: Diese schönen Methoden sind bisher meist auf die Geschichte der Naturwissenschaften angewendet worden, und noch viel zu wenig auf die Geisteswissenschaften. Das Material, das hier auf den Regalen der Gothaer Bibliothek schlummert, ist gigantisches Futter für solche Fragestellungen.

Nicht zuletzt gehört auch der Begriff der „Wissenskulturen“ zu diesen kulturwissenschaftlichen Innovationen der letzten zwei Jahrzehnte. Hinter ihm verbirgt sich eine neue Perspektive auf Wissenschaft. Nicht das einfache Nachzeichnen der Theorien, sondern ein Verständnis für ihr Einbettetsein - in Praktiken, in Kommunikationszusammenhänge, in implizite Annahmen, Werte und Vorlieben, in Institutionen und Lebenswelten. Der Gothaer Hof war zum Beispiel eine Wissenskultur, insofern an ihm Wissenschaft betrieben wurde, und die Herren Cyprian, Tentzel, Rudolphi und wie sie alle heißen, sich untereinander ausgetauscht haben, nicht nur in der Bibliothek, sondern auch abends im Wirtshaus oder im Schloßgarten.

In Deutschland gibt es derzeit kein einziges Zentrum, das sich konzentriert um diese Dinge kümmert. Es gibt einige Frühneuzeitinstitute – in Osnabrück, in Frankfurt, auch in Wien usw. – aber sie sind meist rein historisch ausgerichtet, allenfalls kulturgeschichtlich. Es gibt ein Institut für Geistesgeschichte, in München, das aber relativ eng begrenzte Renaissanceforschung betreibt. Die von der DFG geförderten Forschergruppen und Sonderforschungsbereiche sind letztlich zu instabil und ephemere, um eine stetige Erforschung eines solchen Bereichs zu gewährleisten. Daher scheint es mir nötig, daß von Gotha aus die Lücke besetzt wird und – neben anderen Themen, die weiter bestehen bleiben – in der Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften hier ein klarer Schwerpunkt gesetzt wird.

Ich möchte Ihnen neben diesem Thema noch zwei weitere Stichworte nennen. Das eine lautet *Religionsforschung in der Frühen Neuzeit*. Wie Sie wissen werden, ist die Religionswissenschaft eine der großen Stärken der Universität Erfurt. In Gotha werden wir dazu ein geschichtliches Komplement liefern. Auch hier ist wieder das Gedächtnis der Disziplingeschichten viel zu kurz (kaum hinter das 19. Jahrhundert zurück) und zu eingeschränkt. In der Frühen Neuzeit war die Beschäftigung mit den „heidnischen“ Religionen der Antike, aber auch mit dem Islam oder dem Judentum, eine aufregende Sache und von vorrangiger Bedeutung. Als Hiob Ludolf in Gotha die erste äthiopische Grammatik schrieb, war das eine Staatsangelegenheit, denn der Kaiser wollte eine diplomatische Beziehung nach Äthiopien, und der Herzog interessierte sich für den legendären Priesterkönig Johannes. Mit ihren 3000 orientalischen Manuskripten ist die Gothaer Bibliothek darüberhinaus die drittbedeutenste Sammlung in Deutschland - ein Pfund, mit dem man wuchern kann und mit dem sich ohne Schwierigkeiten die wichtigsten Islamwissenschaftler der Welt nach Gotha locken lassen.

In den hier im Spiegelsaal ausgestellten Büchern sehen Sie einige Exemplare von bedeutenden frühneuzeitlichen Büchern zur Religionsforschung im Barock, oftmals prächtige Folianten voller exotischer Illustrationen. In Gotha kann man in diesem Bereich außerdem sozusagen historische Feldforschung betreiben. Wenn man sich allein den riesigen Nachlaß Cyprians anschaut – eines der Gelehrten in meiner barocken Bundesligamannschaft – dann kann man dort stapelweise Dokumente zu abweichenden religiösen Lebensformen finden. Solche Schätze sind bisher nur oft nur oberflächlich katalogisiert, und es wird spannend sein, was dort noch alles auftaucht.

Das andere und damit dritte Stichwort, das ich Ihnen nennen möchte, lautet: *Vorsichtige Globalisierung*. Spätestens durch meinen Aufenthalt in den USA habe ich begriffen, daß die auf Deutschland und Europa zentrierte Frühneuzeitforschung so nicht weitermachen kann. Die Welt ist groß geworden, und sie war auch damals schon groß und vernetzt. Doch wir Forscher haben schon Mühe, mit den traditionell nötigen Sprachen halbwegs Schritt zu halten: Latein, Griechisch, Hebräisch, neben den diversen europäischen Idiomen. Wie soll man dann auch noch arabische Texte lesen, um zu verstehen, wie Ideen aus dem Islam nach Europa gewandert sind? Wie soll man Einzelheiten der indischen Kultur kennen, oder des osmanischen Reiches, um die Kontakte der Handelsgesellschaften und der Missionsreisenden dort nachzuvollziehen? Das ist ein ernsthaftes Problem. Der Weg, den wir gehen müssen, deutet ohne Zweifel auf eine globalere Einbettung der europäischen Kultur. Doch viele Frühneuzeitforscher schrecken davor zurück, weil sie - zu Recht – befürchten, ein blindes Nachgeben an die Globalisierungstendenzen würde die Standards, das wissenschaftliche Niveau, abstürzen lassen. Man kann nicht unkontrolliert alles mit allem in Beziehung setzen, ohne aus echter Textkenntnis und Erfahrung zu schöpfen.

Ich habe vor, dieses Problem offensiv anzugehen. Mit Workshops, auf denen neue Forschungsmethoden erprobt und eingeübt werden sollen. Dazu gehört etwa, daß Forscher nicht mehr allein forschen, wo sie mit Ihren Kompetenzen nicht mehr alles überspannen können. Dann müssen eben Forschungspaare gebildet werden, etwa ein Sinologe mit einem Frühneuzeithistoriker, oder ein Arabist mit einem Experten für Renaissancephilosophie. Ich nenne das „agglutinierende Geistesgeschichte“, also ein kontrolliertes Anbauen, Andocken, um Stück für Stück den eurozentrischen Horizont zu überwinden. Das ist dann Geistesgeschichte des 21. Jahrhunderts. Aber sie wird ein

Umdenken in manchen Bereichen der Forschungsförderung erfordern. In Gotha wollen wir einen Anfang damit machen.

Solche Projekte zeigen auch einen entscheidenden Vorteil, den dieses Zentrum besitzt. Gegenüber der Bibliothek in Wolfenbüttel – dem großen Bruder und Vorbild für die hiesige Bibliothek und das Forschungszentrum sozusagen, das in den 1970er und 80er Jahren von Paul Raabe so vorbildlich zu einem weltweit bekannten Anlaufpunkt für Frühneuzeitforscher gemacht worden ist – gegenüber Wolfenbüttel hat unser Zentrum den Vorteil, das es direkt an eine Universität angebunden ist - die Universität Erfurt. Daraus lassen sich Ressourcen für die Forschung ziehen, die eine auf sich gestellte Bibliothek nie und nimmer hätte. Die „Vorsichtige Globalisierung“ etwa kann an Projekte anschließen, die die Erfurter Historiker seit langem mit ihrer Konzentration auf die „Weltregionen“ verfolgen. In der Aufklärungsforschung wird der Blick für Kooperationen ganz von selbst über Erfurt hinausgehen und auch die anderen mitteldeutschen Universitäten Jena, Halle und Leipzig einschließen. Mit ihnen sollte in nicht zu ferner Zukunft eine mitteldeutsche Aufklärungsforschung etabliert werden – just an den Orten, an denen die deutsche Aufklärung ihre Zentren besaß -; das ist dann ein Forschungsverbund, der führend in Deutschland wäre.

Lassen Sie mich an dieser Stelle ein Thema anschnitten, das in diesen Umkreis gehört: der Nachlaß des Verlages Perthes. Der Perthes-Verlag, zu seiner Zeit weltführend, mit seiner großen Sammlung von geographischen und kartographischen Schriften des 19. Jahrhunderts, seiner Verlagskorrespondenz und den Karten samt Druckplatten – alles noch vorhanden – ist ein Schatz, der außerhalb des Frühneuzeit-Profiles der Bibliothek auf Schloß Friedenstein fällt. Ein Extra-Schatz. Was soll man mit ihm machen? Zunächst einmal wird das Forschungszentrum auch die Aufarbeitung von Perthes mit unter seine Fittiche

nehmen, und für die Thematik der Globalisierung kann man in der Tat kaum ein günstigeres Ausgangsmaterial finden. Mittel- und langfristig sehe ich bei Perthes das Potential, das zu einem Zentrum ganz eigener Art führen wird, Forschung zum 19. Jahrhundert, zur historischen Geographie, zur Kartographie. Das alles paßt sehr gut zum „spatial turn“, den die Kulturwissenschaften derzeit durchmachen, und aus den Anfragen sehe ich, wie groß das Interesse und die Neugier vieler Forscher aus unterschiedlichsten Disziplinen auf das Perthes-Material ist. Wenn all die Karten gereinigt sind und die Kunde vom Verlagsnachlaß sich international verbreitet, wird es einen großen Run auf das Archiv geben.

Ich habe den Schritt von einer amerikanischen Universität der gehobenen Klasse nach Gotha gemacht, weil ich hier die Chance sehe, all die genannten Potentiale zu aktivieren und zum Leben zu bringen. Das Forschungszentrum, das 2004 eingerichtet wurde, zunächst noch provisorisch, und bis diesen Sommer von Peer Schmidt und Gunther Mai - neben ihren sonstigen Verpflichtungen als Historiker - geleitet worden ist, denen wir alle für ihre fruchtbare Tätigkeit dankbar sein können, geht damit jetzt in eine Phase intensivierter und eigentlicher Tätigkeit über. Mein Lehrstuhl ist extra und eigens für die Leitung des Zentrums geschaffen worden.

Lassen Sie mich zum Abschluß Ihnen einige konkrete Vorhaben aufzählen, die wir begonnen haben und die wir für die nächste Zukunft planen. Das Herbstprogramm mit drei Tagungen und drei Einzelvorträgen bis zum Dezember steht fest und ist jetzt auch auf Plakaten ausgehängt. Die Plakate werden national und international verschickt. Am 22. Oktober steht die Begutachtung eines sehr großen Projektes in Bonn an, bei dem wir es bis in die Endrunde geschafft haben, und bei dem wir uns gegenseitig die Daumen drücken können, daß seine Finanzierung vom Bundesministerium für Bildung

und Forschung gewährt wird. Ein Einzelprojekt ist schon auf den Antragsweg gebracht, andere werden noch in diesem Jahr folgen.

Eine Schriftenreihe des Zentrums gibt es bereits, die „Friedenstein-Forschungen“ im Franz-Steiner-Verlag, mit bisher drei, bald vier Bänden. Ich möchte sie erweitern um eine Reihe, in der lateinische Fachtexte aus der Frühen Neuzeit übersetzt und eingeleitet werden. Erst wenn Texte in dieser Weise aufbereitet sind, so meine Erfahrung, werden sie wirklich von der Forschung aufgenommen.

Die Herzog-Ernst-Stipendien der Thyssen-Stiftung, bisher das Rückgrat des Forschungszentrums, sind für zwei weitere Jahre verlängert worden; eine Ausweitung des Stipendienprogramms ist zu wünschen, doch dafür müssen erst Finanzierungsmöglichkeiten erschlossen werden. Das wird keine einfache Aufgabe sein.

Ein Problem, das wir in diesem Zusammenhang zu lösen haben, ist die attraktive Unterbringung nicht nur von Stipendiaten, sondern auch von internationalen Gastwissenschaftlern. Andere Institutionen haben hier Stipendiatenhäuser, und es ist unser Ziel, langfristig auch solch ein Haus zu bekommen. Kurzfristig wollen wir versuchen, zumindest eine Wohnung für Stipendiaten einzurichten und dafür einen – vielleicht privaten – Geldgeber zu finden.

Im November wird in Gotha – zunächst noch in ganz bescheidenem Umfang – eine Graduiertenschule beginnen, die Teil der Erfurter Graduiertenschule „Religion in Modernisierungsprozessen“ ist. In Gotha wollen wir uns auf den historischen Aspekt konzentrieren, und vor allem „Untergrundforschung“ betreiben. Das meint: wir fragen nach gemeinsamen Strukturen der

Kommunikation bei Menschen, die in der Frühen Neuzeit im Geheimen operieren mußten, weil sie es offiziell nicht machen konnten, ohne Verfolgung zu riskieren: von religiösen Separatisten über Freidenker oder Alchemisten bis hin zu Räuberbanden. Das ist ein interdisziplinäres Feld und lädt die Stipendiaten dazu ein, über den Tellerrand des eigenen Bereichs zu schauen.

Im kommenden Jahr geht die Reihe von Aktivitäten weiter. Der Ägyptologe Jan Assmann hat zugesagt, einige Wochen nach Gotha zu kommen und an der Universität eine Reihe von Vorlesungen zu halten. Der Kulturwissenschaftler Peter Burke aus Cambridge wird kommen, ebenso die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston aus Berlin und Chicago, oder der „Star“ der Intellectual History, Anthony Grafton aus Princeton. Die Liste der Namen internationaler Forscher ist lang, die sich bei mir schon informell für einen Gotha-Besuch angesagt haben.

Für den Sommer 2010 stehe ich in Verhandlungen mit der Princeton University, um ein gemeinsames zwei- oder dreiwöchiges Sommerseminar in Gotha zu veranstalten. Titel: „Coins and the Order of History“. Es geht um den schon genannten Dialog zwischen Historikern und Numismatikern. Einbezogen sind nicht nur eine stattliche Reihe internationaler Forscher, sondern auch amerikanische und deutsche Doktoranden.

Entscheidend wird auch sonst die Ausbildung des Nachwuchses sein. Über Kolloquien und Vorlesungen will ich versuchen, Studenten einzubinden und für die Frühe Neuzeit zu begeistern, und Graduiertenschule und Stipendienprogramm werden zusätzlich junge Forscher nach Gotha bringen.

Nun, dieses ganze Programm kann natürlich nur durchgeführt werden mit der Voraussetzung einer funktionierenden Bibliothek. Die Forschungsbibliothek ist

das A und O unserer Aktivitäten. Ich kann nur hoffen und beschwören, daß die Bibliothek in den kommenden Jahren voll funktionsfähig bleibt und nicht in ihrem Betrieb eingeschränkt wird. Wir werden die Zahl der Benutzer der Bibliothek Schritt für Schritt erhöhen, wir werden Gastwissenschaftler aus dem Ausland beherbergen, und wir wollen ihnen dabei optimale Forschungsbedingungen gewährleisten können.

Um es mit einem Wort zu sagen: Wir wollen mitspielen in der Bundesliga der deutschen Frühneuzeitinstitute, und, sozusagen, auch im UEFA-Cup der internationalen Einrichtungen für „intellectual history“, als da sind: Sussex, Tours, das Londoner Warburg-Institut oder die Humanities-Centers in den USA. Wir starten mit einem noch bescheidenen Etat, aber der wird sich ausweiten durch angegliederte Projekte und eingeworbene Drittmittel – auch, so ist zu hoffen und zu wünschen, Drittmittel von privaten Spendern. Schon jetzt erfreut sich das Zentrum einer Anschubfinanzierung durch die Alfried Krupp-Stiftung.

Eine große Freude ist es, daß wir dieses Programm in wenigen Wochen oder Monaten nun auch in einem neuen, rundum renovierten Domizil durchführen können: dem Pagenhausflügel dieses Schlosses. Wir wollten mit dem Eröffnen des Forschungszentrums nicht so lange warten, bis die Bauarbeiten dort beendet und wir eingezogen sind, denn unser Programm startet ja schon jetzt im Oktober. Doch wir sind voller Vorfreude auf den Umzug in das neue Gebäude. Ich möchte Sie einladen, später im Anschluß an diese Zeremonie mit mir und dem Architekten einen Rundgang durch die Räumlichkeiten des Pagenhauses zu machen.